

Vor dem Frühstück

Die Luft ist kühl, das Wasser klar. Außer mir ist niemand am Seeufer. Kleine Wellen umspülen die Füße. Ich hocke dicht am Wasser und werfe Steine hinein. Kreise bilden sich, die von innen nach außen ziehen. Warum habe ich eigentlich „Die gläsernen Ringe“ von Luise Rinser nie gemocht? Keinen ihrer Romane habe ich zu Ende gelesen. Der Frühnebel versteckt die Sonne. Ein tänzelndes weißes Kleid über dem See. Die Sonne schickt ein blasses Licht. Später mehr, verspricht sie. Konzentrische Kreise sagt man auch zu den Ringen. Sie haben alle denselben Mittelpunkt, aber einen unterschiedlich großen Umfang, hat die Mathematiklehrerin in der Grundschule erklärt. Ich werfe wieder Steine. Die Kreise werden verwirrt. Ein Fisch steckt den Kopf an die Luft, um im nächsten Moment wieder abzutauchen. Die Kreise verformen sich zu Beulen und platzen in gezackten, grellen Linien auseinander. Das mit dem Mittelpunkt ist nicht nur eine mathematische Sache. Luise Rinser ist in Vergessenheit geraten, glaube ich. Die Sprache hatte immer etwas Betuliches. Allmählich zeigt die Sonne ein entschlosseneres Licht. Das Nebelkleid schwebt über das Wasser hinweg und verschwindet am Horizont. Ich überlege, in die Ferienanlage zurückzukehren, um meinen Mittelpunktmenschen mit einem Kaffee zu überraschen. Ein letztes Mal werfe ich Steine. Dann richte ich mich auf. Die Knie sind taub. Das liegt an der Hockstellung. Ein schmaler, sandiger Weg führt mich zurück. Die weißgetünchten Fassaden der Bungalows blitzen bereits aus der Ferne. Ein heller Planet, eine fremde, eigenartige Welt, in der Menschen dicht an dicht wohnen, um sich zu erholen. Mein Mittelpunktmensch schläft noch. Alice merkt nichts davon, dass ich ein üppiges Frühstück auf dem Balkon mit der ausladenden Brüstung bereite. Auch das laute Gluckern der Kaffeemaschine weckt sie nicht. Ich setze mich auf die Bettkante. Mein Blick fällt auf die Nachtkommode. Dort liegen „Die gläsernen Ringe“ von Luise Rinser. Ein rotes Bonbonpapier steckt zwischen den Seiten.

Skulpturenpark Köln

Oktoberblau die Luft, Goldtalermeer ergießt sich über die Wiese. Weite Fläche hügelig, Busenansatz. Zwischen den Objekten Schilder, Berühren verboten. Das Café gegenüber verspricht Kuchen, karierte Decken liegen auf den Tischen draußen. Die Himbeerschnecke aus Eisen riesengroß, ich stehe davor, will sie streicheln, das Schild drängt sich auf. Der Mann vom Wachdienst trägt eine gelbe Jacke, ich sage guten Tag, der Wachmann nickt. Zweige drehen sich unterm Himmel. Tanz zwischen Licht und Schatten. Ich sammle die Taler, häufe Gold an, besinge den Herbst. Ein Lackspiegelei am Wegesrand wartet darauf bewundert zu werden. Ein Kind streicht mit der Hand darüber, die Mutter schaut zu. Das Schild erfüllt nicht seinen Zweck, das Kind kann nicht lesen. Der Wachmann ist gerade woanders. Ich sage nein, die Mutter sagt, das gehe mich nichts an. Ich lache, häufe noch mehr Gold, werfe es in die Luft, streue es über meinen Kopf und bedaure, dass es die ewige Jugend nicht gibt. Die Mutter glotzt. Das Kind beginnt ebenfalls Gold zu sammeln, bis die Mutter grob seine Hand fasst, das Kind fortzieht und Richtung Ausgang drängt. Ich höre die Mutter sagen, ich sei eine Spinnerin, da müsse man aufpassen. Das Kind sieht mit halboffenem Mund zu mir herüber. Ich winke ihm zu und schaue den beiden nach. Irgendwann sind sie nicht mehr zu sehen. Taler wirbeln. Ich freue mich an dem gehäuften Gold und fühle mich auf einmal sehr reich.

Künstlergespräche

Der Abend breitet sich über die Stadt. Der Himmel hat ein Blaurot zum Anfassen und lässt Fragen zu. Auf dem Weg ins Domforum beobachte ich einen jungen Mann, der Feuer in die Dunkelheit spuckt. Das Feuer mischt sich in die Farben des Himmels und erwächst zu einem flammenden Ungeheuer. Ich bleibe einen Augenblick stehen, lege Geld in ein Kästchen. Der junge Mann nickt mir zu. Er verneigt sich mit zu starker Geste.

Die Halle des Domforums empfängt mich freundlich. Weite, hohe Fenster, durchwirkt von einem rautenartigen Muster, laden mich ein. Ich blicke direkt auf den Dom. Massig steht er da, weiß angestrahlt. Jeden Tag bewundert, gelobt, besungen. Ein Gebirge in der Stadt.

Ich frage, ob es möglich sei, vor der Lesung das Mikro auszuprobieren. Ein Techniker nimmt mir die Jacke ab und erklärt mir, dass er die Mikroanlage gleich aufbauen werde. Ich gehe auf die Bühne, lege Manuskript und Bücher ab. Der Techniker kommt, ich mache Sprechproben.

Die Halle füllt sich, Grußworte werden gesprochen, dann wird das Licht gedimmt.

Die Lesung beginnt mit einem Film. Es geht um die Frage, was es bedeutet, Kunst zu machen und warum man das tut. Ich gehe unmittelbar in den Film hinein, schaue mich überrascht um und frage mich, wie das sein kann. Ich laufe einen langen, schmalen Gang entlang, der an einen U- Bahntunnel erinnert, laufe eine Treppe hoch, die nicht aufhört. Stufe um Stufe steige ich weiter hinauf, bis ich plötzlich vor einer Frau stehe. Ich erschrecke, weil ich sie gar nicht bemerkt habe. Ich bleibe stehen, sage „hallo“. Die Frau sagt ebenfalls „hallo“ und stellt sich vor. Sie sei Künstlerin, spricht sie weiter und erzählt, warum sie Kunst mache, dass sie Filme drehe und sich mit ihrem Tun aus der Welt herausziehe, damit sie all das, was um sie herum passiert, besser aushalten könne. „Das kann ich verstehen“, erwidere ich unvermittelt und sehe die Künstlerin an. Ich denke, dass ich sie kenne. Ich sage, dass ich mir in den Geschichten, die ich schreibe, eine eigene Welt baue. „Diese Welt ist mein Aquarium, darin bin ich zu Hause. Ich kann mich bewegen, wie ich will. Mit diesem Kosmos, in diesem Sein erschließe ich mir die Welt, die Wirklichkeit da draußen.“ Sie lächelt, ich lächele zurück. Die Künstlerin bedeutet mir, dass ich noch viele Stufen hinauflaufen könne, um weitere Begegnungen zu machen. Ich merke,

dass ich gar keine weiteren Begegnungen machen will, veraschiede mich und wende mich zum Gehen. Ich laufe die Stufen hinunter und denke an das Blaurot zum Anfassen und an den Himmel, der Fragen zulässt. Ich drehe mich nach der Künstlerin um. Sie steht immer noch an derselben Stelle, sie winkt mir zu. Aus der Entfernung wirkt sie kleiner. Ich laufe weiter, bis ich wieder unten bin, laufe durch den langen, schmalen Gang und trete aus dem Film heraus. Ich gehe auf die Bühne und nehme das Mikro. Das Geschriebene will gesprochen, will gehört und verstanden werden, denke ich. Es gehört hierhin, hier in diese Welt.

Im Bewusstsein dieses Gedankens beginne ich die Lesung.